

Ein Gedicht von einem Mann

Antoine Bérard sitzt jeden Tag vor dem Centre Pompidou in Paris und bietet einen besonderen Dienst an: Er fasst in Verse, was Menschen bewegt

Klack-klack. Suchend gleiten die Finger des Dichters über die runden Tasten der Smith Premier, Baujahr 1929. Die selbst gedrehte Zigarette glimmt auf. Wieder hat Antoine Bérard eine Metapher gefunden, um die Stadt zu beschreiben, in der er lebt: Paris. „Eine Stadt in Treppen / in Akkord- onfalten / die wenig aufspielt / außer sich selbst und ihren Schick / Mit geleertem Herzen / Poliert sie ruhig ihre Steine.“

Hinter ihm verschmelzen Tragwerk, Rohre und Rolltreppen des Centre Pompidou zu einem bunten Geflecht. Antoine Bérard schmiedet seine Verse entgegen aller dichterischen Gepflogenheit nicht in der einsamen Abgeschiedenheit eines Mansardenzimmers. Der Franzose ist ein Poète Public: ein öffentlicher Dichter.

Viel braucht er dafür nicht: Ein alter Schrankkoffer, hochkant gestellt, über den er ein Brett klemmt, wird zum Pult für seine Schreibmaschine. Er selbst sitzt auf einem Betonpoller der Rue Rambuteau. Am Koffer klebt ein Pappschild, auf dem Bérard seine Dienste erklärt: „Geben Sie mir ein Thema, ich gebe Ihnen ein Gedicht“. In den Versen des 32-Jährigen reimt sich üblicherweise nicht viel; „Fresh Poetry“ nennt er seinen Stil. Es soll nicht pompos klingen, nicht geschwollen, aber auch nicht nach Slam Poetry. Antoine Bérard treibt der Anspruch auf eine eigene Stimme in der Kakophonie der Großstadt.

Seit März 2011 bezieht er jeden Tag seinen Dichterposten vor der Nordfassade des Centre Pompidou. „Wie ein Buchhal-



Eigene Stimme in der Kakophonie der Großstadt: Antoine Bérard an seinem Arbeitsplatz, stilgerecht selbst inszeniert.

FOTO: ANAEL BOULAY

ter“, sagt er. „Ich habe fixe Bürostunden von 16 bis 20 Uhr.“ Sein Tischchen baut er neben den fliegenden Ständen von Regenschirmverkäufern, Hellsehern und Artisten auf.

Entdeckt habe er diesen Beruf bei einer Reise nach New Orleans, erzählt Antoine Bérard. Der Freund einer Freundin habe sich dort ein Straßeneck fürs öffentliche Dichten ausgesucht. „Ich bin mehrmals hin und habe ihn beobachtet. Ein Gedicht habe ich nie angefragt, aber ich habe erkannt, dass das ein Beruf für mich wäre.“ Da hatte er gerade ein Jahr lang Soziologie studiert. Für einen Soziologen der Straße halte er sich deswegen nicht: „Die Leute sehen in mir eher so etwas Ähnliches wie einen Psychologen, einen Barmann oder Taxifahrer. Sie öffnen sich sehr schnell, weil sie merken, dass ich nicht über sie urteile.“

Auch an diesem Nachmittag herrscht reger Betrieb bei Antoine Bérard. Passanten halten an, sprechen mit dem Dichter. Er hört ihnen zu, nickt, dreht sich beiläufig eine weitere Zigarette und hakt nach. „Ich weiß natürlich nicht, wie ehrlich sie mir ihr Leben erzählen“, sagt er über diese Menschen, „aber es ist sicherlich ihre Wahrheit, ihre Geschichte. Und das muss mir gelingen: Zu ihrer Geschichte zu kommen.“

Es scheint ihm zu glücken. In kürzester Zeit breiten die Spaziergänger intime Details aus ihrem Leben vor ihm aus. Sie erzählen vom Mädchen aus der Uni, dem man die Liebe nicht gesteht, weil die rechten Worte fehlen. Von Marion, der langjäh-

rigen Freundin, die einem mehr geworden ist, ohne dass sie es bisher bemerkt hätte. Von der Trauer um den verstorbenen Bruder. „Die Leute kommen nicht aus Versen zu mir“, ist Bérard überzeugt. „Wer seinem Umfeld und sich selbst gegenüber achtsam ist, stößt irgendwann genau auf das, was er braucht.“ Im glücklichsten Fall eben auf einen Dichter, der Unbewältigtes in Verse fasst, die sich auf Brieftaschengröße zusammenfalten lassen. „Die Menschen wollen etwas, das ihnen Glück bringt. Mein Gedicht wird zum Talisman.“

Seit er Geld verlangt für seine Werke, wissen die Kunden sie mehr zu schätzen

Dieser Samstag war ein guter Tag: Heute hat er fünf Gedichte verkauft. Für jedes verlangt er mindestens zehn Euro. Den Minimum-Preis hat er in diesem Jahr festgesetzt, davor begnügte er sich mit einer freiwilligen Spende. „Das war einerseits gut so“, sagt der Franzose, „denn so konnten auch Leute mit wenig Geld Gedichte bestellen.“ Doch durch den Preis sei gleichzeitig die Qualität der Themen besser geworden: „Die Menschen kommen jetzt zu mir, weil sie wirklich etwas auf dem Herzen haben. Es ist verrückt, aber seitdem ich Geld verlange, nehmen die Leute meine Arbeit viel ernster.“

Nach Hause nimmt sich Antoine Bérard keine Gedichte mit: „Ich lehne es ab, da-

heim zu arbeiten“, sagt er energisch. „Ein Gedicht, für das ich auf der Straße 25 Minuten brauche, mit dem Druck im Nacken, würde ich zu Hause nach zwei Stunden noch immer nicht fertig haben.“ Fast alle, die bei ihm ein Gedicht bestellen, holen es am selben Tag ab. Nur Eltern mit kleinen Kindern, erzählt der Pariser, „bekommen oft den Rückweg nicht mehr hin“. Die meisten aber nähmen sich die Zeit, ein zweites Mal zu ihm zu kommen: „So wie ich mir ja auch für sie Zeit genommen habe.“

Seit Kurzem soll es auf der gegenüberliegenden Seite des Centre Pompidou einen Konkurrenten geben. Hat man Bérard berichtet. Er hat ihn noch nicht gesehen, aber selbst wenn: „Ich fürchte ihn nicht“, sagt der Dichter schulterzuckend. Viele hätten diesen Job ausprobiert, wenige durchgehalten. „Ich habe immer gedacht, das, was ich tue, ist einfach. Aber anscheinend ist es das nicht. Du musst etwas liefern, das für Menschen von Bedeutung ist, musst einen eigenen Ausdruck finden und darfst nicht zwei Stunden für ein Gedicht brauchen, sonst verdienst du damit nichts.“ Und noch etwas sei wichtig: die Präsenz. „Du musst da sein, sichtbar, immer.“

Dass er nicht viel verdient, stört ihn nicht. Große Ausgaben hat er nicht. In Paris wohnt Bérard bei seinem Bruder oder bei Freunden. Nur für seine Reisen braucht er Geld. Aber selbst im Ausland setzt er sich einfach an den Straßenrand und dichtet. Dann eben auf Englisch.

EVELYN PSCHAK